Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 31. Posen, den 30. Juli. 1876.

Sie — die ich liebte.

Aus dem Tagebuche eines alten Junggesellen

von Paul Hörner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Jahre verschwanden.

Aus dem Jüngling war mittlerweile ein Mann geworden. Ich hatte meine kurze Festungshaft abgebüßt und war wieder zu meinem Studium zurückgekehrt, um mich nach bestandenem Examen in einer deutschen Residenzstadt als Arzt niederzulassen. Meine Mutter war gestorben und hatte mir ein unbedeutendes Vermögen hinterlassen. Ich verkaufte das kleine Häuschen in meiner Vaterstadt, ohne mich selbst dahin zu begeben, denn ich wollte den Ort niemals wieder sehen. Unbewußt hatte sich in meinem Herzen ein tiefer Groll gegen meine Vergangenheit und eine Scheu vor meinen Mitmenschen festgesetzt, ich wurde immer einsamer und verschlossener und mied jeden Umgang. Fröhliche Gesichter zu sehen war mir verhaßt, denn jeder heitere Ton, den ich in meiner Umgebung wahrnahm, mahnte mich, daß ich mein eigenes Lebensglück verloren hatte. Deshalb widmete ich mich mit um so größerem Eifer der Pflege meiner Patienten, meine Heimath wurden die Krankenzimmer und die Spitäler, ja es gewährte meinem wunden Innern sogar eine gewisse Linderung wenn ich in die schmerzverzerrten Gesichter meiner Kranken sah — wußte ich doch, daß ich nicht allein litt, daß auch Andere mit ihren Hoffnungen auf das Leben nur ein Lotteriespiel versucht hatten. Und zu der Abneigung gegen die äußere Welt gesellte sich bei mir auch noch eine gewisse Menschenverachtung. Ich verzweifelte an den heiligsten und edelsten Gefühlen, und wie ich mit der Schneide meines Secirmessers gewohnt war die Schäden des menschlichen Körpers bloßzulegen, so versuchte ich auch hinter jeder Regung des menschlichen Herzens ein bestimmendes materielles Moment herauszufinden — und ich fand da, wo andere Menschen Ideale zu schauen glaubten, nur — Verstellung, Egoismus und unwürdige Triebe.

Von Felicita hatte ich fast keine Kunde mehr. Einmal hatte ich flüchtig gehört, daß ihr Vater gestorben war und die Familie in sehr bedrängten Umständen zurückgelassen hatte. Der Glanz, mit dem sich das Haus des Rechtsanwalts bei seinen Lebzeiten umgeben hatte, war ein erborgter gewesen, erst nach dem Tode des Mannes, als die Gläubiger von allen Seiten ihre Forderungen geltend machten, wurde die wirkliche Sachlage der Wittwe klar und vor Gram über den jähen Wechsel der Verhältnisse folgte auch sie ihrem Gatten binnen Kurzem nach. Von Felicita, die sich so plötzlich von der Sonne des Glücks verlassen sah, verlautete nichts Näheres, nur so viel wußte ich, daß sie meinem Heimathsstädtchen den Rücken gekehrt hatte.

Eines Abends hatte ich bei einem Patienten in der Vorstadt einen Besuch gemacht und kehrte langsam nach meiner Wohnung zurück. Der Weg führte mich an einem jener unheimlichen Keller vorbei, in denen der Arbeiter nach den Mühen der Woche seine Orgien bei berauschenden Getränken zu feiern pflegt und in denen das Laster seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Aus der Tiefe drang Gelächter, weibliches Gekreisch, Becherklang und wildes Johlen an mein Ohr, doch die trüben Scheiben verbargen, was da drinnen vorging. Ich war gewöhnt mich an dem verworfenen Treiben gewisser Menschenklassen zu weiden, weil dies meinen Haß und meinen Abscheu vor der menschlichen Gesellschaft nur bestärken konnte, für mich hatte diese Höhle daher etwas Verlockendes, etwas Cynisch-Verführerisches. Ich beschloß also hinabzusteigen.

Wenige abgetretene Stufen führten mich in einen halberleuchteten Raum, der eine Art Vorflur bildete, durch das man in den eigentlichen Keller gelangte. Ein dichter Qualm, gemischt aus Tabaksrauch und Lampendunst, verbarg mir für den ersten Augenblick das Bild des Ganzen. Erst nach und nach vermochte ich die Gegenstände um mich herum zu erkennen. Es war eine vollkommene Lasterhöhle, die sich hier meinen Blicken darbot. Halbbetrunkene Arbeiter scherzten mit frechen Dirnen bei wildem Becherklang, zweideutige Gesänge wechselten mit heftigen Streitworten und selbst die feingekleideten Roués, die sich hier herabgewagt hatten, zeigten sich nun in ihrem wahren Charakter, im Lichte der Gemeinheit.

Führwahr ein Anblick, der Menschenverachtung erzeugen, oder wenn sie schon vorhanden war, noch steigern konnte!

Ich nahm an einem Tische Platz und hielt nähere Umschau über die einzelnen Gruppen. Nicht weit von mir saß eine kleine Gesellschaft, die sich besonders durch lautes Gelächter und widerliches Geschrei bemerkbar machte. Um eine weibliche Person, die mir den Rücken zuwandte, hatten drei Männer Platz genommen, deren bleichen und frechen Gesichtern man es ansah, daß das Laster schon längst seinen Stempel darauf gedrückt hatte. Die Frau mußte ehemals eine imposante Erscheinung gewesen sein, ihr üppiges blondes Haar, lag kraus und zerwühlt um den Nacken und zeigte durch seine Unordnung ebenso wie das schmutzige Spitzentuch, welches sie um ihre Schultern geschlungen hatte, daß sie in derartigen Gesellschaften heimisch sein mußte; von Zeit zu Zeit streckte sie die Hand aus, um an einem Glase Absynth zu nippen. Neben ihr saß ein junger Roué mit eingefallenem Antlitz und fieberhaft gerötheten Wangen, der mit einem gewissen Wohlgefallen auf seine modische Kleidung herabblickte oder an seiner goldenen Uhrkette spielte. Hin und wieder versuchte der junge Wüstling mit widerlich zärtlicher Miene seinen Arm um die Taille der neben ihm sitzenden Person zu legen, wobei ihn die beiden anderen Tischkumpane, die offenbar dem Arbeiterstande angehörten und sich erst in dieser Höhle mit ihm zusammengefunden hatten, mit wilden und unheildrohenden Blicken verfolgten. Ein Blick auf ihre Kleidung genügte, um zu erkennen, daß es verkommene Strolche waren, die ihre Zeche jedenfalls von dem jungen Gecken zahlen ließen; ich sah wie sie verstohlen flüsterten und der eine mit begehrlichen Blicken nach der goldenen Uhrkette seines freigebigen Gegenübers schielte.

Aus der Ecke ließen sich plötzlich die schrillen Töne eines alten Klaviers hören, dem irgend ein herabgekommener Musikant, welcher sich hier sein karges Abendbrod verdiente, beliebte Volksweisen und unmelodische Töne zu entlocken suchte, wobei er zeitweise mit seiner disharmonischen Stimme einfiel, um Couplets und zweideutige Lieder zu singen. Der junge Roué mochte sich durch diese Klänge angeregt oder ermuthigt fühlen, denn er wurde nun noch zudringlicher gegen seine Nachbarin, um die er seinen linken Arm geschlungen hatte und der er glühende Liebesworte zuflüsterte. „Ich liebe Dich“ hörte ich ihn mit frivolem Tone sagen, während er seine cynischen Blicke verlangend auf die üppige Gestalt des Weibes heftete.

Ich liebe Dich! In wie viel Variationen, in wie viel Tonarten mochte die Unglückliche dies Wort schon gehört haben! An der Wiege hatten es ihr treue Mutterlippen mit den heißesten Segenswünschen zugeflüstert, ahnungslos daß all diese liebende Sorgfalt verschwendet sein würde; auf dem Sterbebette hatten es ihr vielleicht die Eltern als letzten Scheidegruß zugerufen und ihren Trost für die Zukunft darin gelegt! Und vielleicht, vielleicht hatte auch diese Person in ihrem Leben einen lichten Liebesfrühling gehabt, wo sie ihr Herz von den beseligenden Gefühlen der echten und lauteren Liebe durchdrungen fühlte und unter den flammenden Küssen eines Jünglings das Wort vernahm, das sie hier nach Jahren der Versunkenheit von den Lippen eines Wüstlings hören mußte: ich liebe dich!

Die beiden Strolche hatten dem Treiben ihres Tischgenossen

ziemlich passiv zugesehen, indeß schien sich in ihnen jetzt die Eifersucht und die Habsucht regen zu wollen. Der eine schob seinen Arm zwischen das zärtliche Paar und trennte sie mit einem gewaltsamen Ruck, so daß der junge Geck ziemlich erschrocken zurückfuhr und das Mädchen einen kreischenden Ton von sich gab.

„Nichts da, schrie der Rowdie in brutalem Tone, wir haben hier gleiches Recht und der Geldbeutel entscheidet nicht; mag die schöne Dame selbst unter uns wählen.“ Und zugleich versuchte er mit plumper Zärtlichkeit sein Opfer zu umarmen. Doch soviel Selbstachtung besaß sie noch, daß sie den brutalen Menschen mit kräftiger Handbewegung zurückstieß, wobei die Gläser auf dem Tische umfielen und ihren Inhalt über den Fußboden und den eleganten Anzug des jungen Gecken ergossen.

Der Zurückgestoßene wollte sich in derselben Weise revanchiren, doch hinderte ihn daran sein Genosse, der ihn am Arme ergriff und wieder auf den Stuhl drückte. Der Wirth brachte einige neue Gläser und bald war das alte Verhältniß wieder hergestellt, nur der Geck, der sich jetzt unheimlich zu fühlen begann, betrachtete seine beiden Tischgefährten mit mißtrauischen Blicken.

„Singe uns ein Lied, Lili,“ meinte der eine Rowdie mit frivolem und rohem Lachen, aber nicht eins von deinen weinerlichen Weisen, die für alte Ammen gut sein mögen.“

Die Angeredete senkte den Kopf und schien über etwas nachzudenken. Der rohe Ton mochte die letzte übrig gebliebene Saite ihrer besseren Gefühle berührt haben, denn statt heiter und lustig zu erscheinen, begann sie mit zitternder Stimme eins jener schwermüthigen irischen Volkslieder zu singen, die über verlorenes Liebesglück klagen.

Beim Klange dieser Stimme erbebte ich. Sie hatte für mich etwas Bekanntes und unaussprechlich Rührendes. Das Lied hatte ich in meiner Jugend öfters von Felicita singen hören. Es war, als ob alte, längst vergessen geglaubte Bilder aus dem Schatten der Vergangenheit wieder vor mir aufstiegen.

Anders war der Eindruck, den der Gesang auf die nächste Umgebung des Mädchens machte. Der Geck trommelte gelangweilt mit dem Ende seines Spazierstöckchens an die Tischkante und der ältere von den beiden Arbeitern, den sein Gefährte Wilhelm nannte, zog aus seiner Tasche ein schmutziges Kartenspiel, das er zu mischen und auf dem Tische auszubreiten begann, wobei er dem Andern verständnißvolle Blicke zuwarf.

„Heda, Wirth noch ein Glas“, schrie er mit lauter Stimme, worauf die Schöne plötzlich mit ihrem Gesange einhielt.

Wilhelm legte die Karten in kleinen Häuflein auf den Tisch. „Ich will Bank legen“ sagte er zu seiner Umgebung, wobei er besonders den jungen Gecken im Auge hatte. „Du versuchst doch auch dein Glück mein Schätzchen“ redete er die Grisette an, indem er sein breites Gesicht zu einem widerlichen Grinsen verzog und mit der linken Hand in seiner Tasche mit Geldstücken zu klimpern versuchte.

Das Mädchen stieß ein kurzes heiseres Lachen aus, sie schien wieder in das alte Fahrwasser gekommen zu sein. Unter dem schmutzigen Spitzentuche, das um ihren Nacken und ihre Brust geschlungen war, zog sie eine befleckte grünseidene Börse hervor, die wohl aus besseren Zeiten stammen mochte und legte einige Kupfer- und Silbermünzen auf den Tisch, die sich darin noch vorfanden. Dann begann das Spiel in gewöhnlicher Weise. Die Gesichter rings um den Tisch verzerrten sich in fieberhafter Leidenschaft, nur das Antlitz des Mädchens, die mir, wie bereits erwähnt, den Rücken zukehrte, konnte ich nicht betrachten.

Der Bankhalter schlug die Karten um. Sein Gefährte und Lili die die Hälfte ihrer Baarschaft gesetzt hatten, verloren, der Geck hatte gewonnen. Grinsend setzte der andere Rowdie nochmals einige Silbermünzen, während seine Tischgenossin zu schwanken schien, ob sie die andere Hälfte ihres kleinen Baarvermögens auch noch wagen sollte. Weniger der ermuthigende Zuruf Wilhelms, als vielmehr die Aussicht auf den Wiedergewinn des verlorenen Geldes mochte sie bewegen dies dennoch zu thun, denn ich sah, wie sie mit zitternden Händen ihr letztes Geld auf eine Karte setzte. Der Geck that mit blasirter Miene dasselbe.

Abermals fielen die Karten, abermals hatte der junge Roué gewonnen, die andern Beiden dagegen verloren. Der Gefährte des Bankhalters erhob sich fluchend, um ein großes Glas Branntwein mit einem Zuge zu leeren, das Mädchen sank verzweifelnd in ihren Stuhl zurück. Um die Lippen des jungen Wüstlings zuckte ein höhnisches Lächeln.

Der Andere mischte von Neuem die Karten. „Jetzt sind wir beide allein übrig“ rief er seinem Gegenüber in triumphirendem und drohend klingenden Tone zu, indem er hastig die Karten auf dem Tische ausbreitete, während sich ringsherum eine kleine Gruppe sammelte, um dem interessanten Spiele zuzusehen.

Wieder gewann der junge Roué. Dasselbe Spiel wiederholte sich noch mehrmals, bis der bankhaltende Arbeiter nicht nur seinen ganzen Gewinnst, sondern auch seine eigene Baarschaft verloren hatte. Ueber das von Leidenschaften entstellte Antlitz huschte eine fahle Blässe und mit tigerartigen Blicken betrachtete er sein Gegenüber, dessen Geldbörse auf dem Tische lag. Der andere Rowdie hatte sich an seinen Gefährten dicht herangedrängt.

„Wir stritten uns vorhin, wem die Schöne da gehören soll, begann er mit heiserem Tone; mögen die Karten entscheiden, — meinen Antheil an ihr gegen deinen ganzen Gewinnst“ und von Neuem mischte er die Karten und legte sie auf den Tisch. Diejenige, um die es sich handelte, gab keinen Laut von sich; in völlige Apathie versunken, hatte sie ihren Kopf auf die rechte Hand gestützt und schien das Treiben stumpfsinnig anzustieren.

Abermals hatte der Roué gewonnen.

Ein unartikulirter Aufschrei entrang sich der Brust des Bankhalters. Gleich darauf beugte er sich mit einer katzenartigen Bewegung weit über den Tisch vor, indem er mit der linken Hand die Geldbörse des jungen Mannes, mit der rechten seine goldene Uhrkette erfaßte und diese sammt der Uhr an sich riß. In demselben Augenblicke stürzte sich auch sein Gefährte auf das Opfer, packte es an der Kehle und verhinderte so jeden Aufschrei und jede Gegenwehr. Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich jetzt. Der Wirth und die übrigen Gäste eilten herbei und mischten sich in den Streit, wodurch der junge Mann von den ihn festhaltenden Händen befreit wurde und nun laut nach den ihm entrissenen Geständen zu rufen begann. Es entstand ein wüstes Durcheinander, wobei die Streitenden bald handgemein wurden. Die beiden Strolche suchten das Weite zu gewinnen, doch wurden sie daran verhindert.

In dem Lärm war Lili ganz unbeachtet geblieben. Sie war gleich bei Beginn des Streites von ihrem Stuhl aufgesprungen und hatte sich an eine gesichertere Stellung, nicht weit von mir geflüchtet. Gespenstisch, vom Schein der Nachtlampe erleuchtet, starrte mir jetzt ihr bleiches Gesicht entgegen, in welchem ich bekannte Züge zu erblicken glaubte. Ein Schwindel ergriff mich fast und ich strich mit der Hand über meine Stirne, um die wüsten Traumbilder zu verscheuchen, die mich peinigten und in jener Gestalt eine andere, mir einst so theure finden ließen. Und doch konnte ich mich selbst nicht belügen, wie gern ich es auch gewollt hätte, doch mußte ich es bei näherem Hinblicken gestehen, daß der Instinkt meines Herzens richtig gerathen hatte — jenes Zerrbild der Weiblichkeit, das dort in dem schmutzigen Gewande vor mir stand, war Felicita — sie, die ich liebte.

Entsetzlich!

Das waren dieselben Augen, in denen ich einst einen Himmel voll Seligkeit zu schauen gewohnt war, die jetzt frech und glanzlos um sich blickten, das war derselbe Mund, dessen Sprache mir früher wie süße Melodie erschien, derselbe Mund, der jetzt für klingende Silbermünzen niedere Weisen sang oder den Männern zulächelte. Die ehemals rosigen Wangen waren eingefallen und bleich, die Augen waren in dunkle Höhlen zurückgesunken und das goldige weiche Haar hatte sich wild und zerzaust um die längst gebrandmarkte Stirne gelegt.

Ein kalter Schweiß rieselte durch meine Poren, meine Brust hob und senkte sich krampfhaft — ich stöhnte.

Sie hatte mich noch nicht bemerkt. Da richtete ich mich hoch empor, so daß ihr meine ganze Gestalt in die Augen fallen mußte „Felicita, rief ich in schneidendem Tone, Felicita kennst du mich?“

Beim Klange meiner Stimme sah ich wie sie zusammenschauderte. Einen kurzen forschenden Blick warf sie auf mich, dann schlug sie mit jähem Aufschrei beide Hände vor das Gesicht, als ob sie sich in dieser Gestalt vor mir verbergen wollte. Sie hatte mich nur zu gut erkannt — im nächsten Moment lag sie bewußtlos am Boden.

Ein dumpfer Schlag folgte — sie war mit dem Kopfe an die eisenbeschlagene Tischplatte gefallen. Das Blut rieselte langsam über ihre Schläfe und die blonden Haare.

In diesem Augenblicke steigerte sich auch der Tumult unter den Streitenden; man begann mit Messern und Stühlen auf einander einzudringen, als plötzlich mehrere Konstabler erschienen und dem Streite durch Verhaftungen ein Ende machten. Die beiden Strolche, die mit ihrer Beute zu entrinnen suchten, wurden noch an der Thür eingeholt, aber auch der junge Roué wurde von den Dienern der Gerechtigkeit ergriffen, trotzdem er wiederholt seine Unschuld betheuerte.

Ich war mittlerweile zu der Ohnmächtigen geeilt, um ihr Hülfe zu leisten. Die Wunde blutete noch immer sehr stark und da ich kein anderes Verbandzeug bei mir hatte, so riß ich das schmutzige Spitzentuch von den Schultern der Unglücklichen und legte mit zitternden

Händen selbst den Verband an. Dann rief ich den einen Polizeibeamten, händigte ihm meine ganze Baarschaft, die ich bei mir führte für die Bewußtlose ein und bat ihn, sie in irgend einem Krankenhause und später in einer rechtschaffenen Familie unterzubringen. Der Biedermann, der mich dem Namen nach kannte, vermochte sich zwar meine Bewegung nicht zu erklären, doch verstand er meine Absicht. Ich drückte ihm die Hand und versprach auch ferner für die Unglückliche Sorge zu tragen. Mit Hülfe eines Gefährten schaffte er sie in einen Wagen und brachte sie in ein Krankenhaus.

Am Boden war ein Stück des zerrissenen Spitzentuches zurückgeblieben. Unwillkührlich streckte ich die Hand danach aus — es sollte seinen Platz finden bei meinen übrigen Reliquien.

Ich war auf's Heftigste erschüttert. Wenn sich in meinem Innern auch die Verachtung gegen die regte, die so tief zu sinken vermochte und eine Stimme in mir sagte, daß die Lage, in der ich Felicita gegenwärtig antraf, nur eine Folge ihrer früheren Herzlosigkeit und Eitelkeit sei, so regte sich andererseits doch das Mitleid in mir. Sie hatte gewiß schwer gebüßt und konnte vielleicht noch gerettet werden. Ich selbst wollte sie nie mehr wiedersehen, um mir und ihr peinliche Erinnerungen und ein unangenehmes Wiedersehen zu ersparen, aber für ihre Zukunft wollte ich sorgen, sie sollte der Gesellschaftsklasse, zu der sie herabgesunken war, entrissen werden.

Langsam kehrte ich in meine Wohnung zurück. Ich warf mich erschöpft auf einen Lehnstuhl, um über das Ganze nochmals nachzudenken. Dann öffnete ich ein Schubfach meines Schreibtisches und zog ein kleines gemaltes Pastellbild hervor, das sorgsam eingehüllt war und das ich wohl schon Jahre lang nicht mehr betrachtet hatte. Ein jugendschöner Mädchenkopf, mit herrlichen blonden Locken und schalkhaft blickenden blauen Augen lächelte mir entgegen.

Sie — die ich liebte!

Lange, lange blickte ich auf das Bild hin und eine Thräne stahl sich aus meinen Augen. Dann vergrub ich mein Gesicht in beiden Händen und sank schluchzend in meinen Lehnstuhl zurück. — —

Mehrere Tage hindurch blieb ich einsam auf meinem Zimmer und beschränkte mich nur auf die nöthigsten Besuche bei meinen Patienten Als ich eines Tages von einem solchen Gange zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung einen an mich gerichteten Brief vor, dessen Adresse von einer zitternden weiblichen Hand geschrieben war. Ich öffnete das Schreiben und las darin Folgendes:

„Wenn Sie gegen eine Sterbende keinen Groll mehr hegen und ihr verzeihen können, so schenken Sie ihr noch auf einige Augenblicke Ihre Gegenwart. Vernehmen Sie das Flehen einer Unglücklichen, die um Verzeihung bittet. Felicita."

Auf dem Siegel des Briefes sah ich das Zeichen eines bekannten Krankenhauses ausgeprägt, in dem ich schon früher gewirkt hatte. Ich eilte sofort hinaus, nahm einen Eilwagen und fuhr nach dem Spitale, das in einer entfernten Vorstadt gelegen war. Meine Eigenschaft als Arzt verschaffte mir ungehinderten Eintritt. Ich eilte zum Direktor des Krankenhauses, der mich kollegialisch empfing und meinem Wunsche entsprechend sofort zu der Kranken führte. Wir schritten durch eine Reihe von lichterhellten und reinlichen Sälen, bis er endlich an einem kleinen Zimmer hielt, dessen Thür sich geräuschlos öffnen ließ. Hier lag Felicita schlafend oder bewußtlos in einem Krankenbett.

Bei unserem Eintreten erwachte sie. Eine helle Röthe überflog ihr bleiches Antlitz und ein Freudenstrahl brach aus ihren matten halberloschenen Augen als sie mich bemerkte. Dann warf sie einen bittenden Blick auf den Direktor. Er verstand sie und ließ uns allein

Die Verletzung, die Felicita am Kopfe davongetragen hatte, war bedeutender gewesen als ich anfangs geglaubt hatte, es waren edlere Theile des Schädels lädirt worden und in Folge des aufgeregten Zustandes und des heftigen Fiebers war das Blut ins Gehirn getreten. Ich mußte mir sagen, daß wenig Aussicht auf Rettung vorhanden war.

Ich nahm an ihrem Bette Platz und suchte ihre Fieberhitze durch Umschläge zu lindern. Da lag sie, die ich einst als Bild der blühendsten Schönheit geliebt und angebetet hatte — bleich und abgezehrt, mit halberloschenen Blicken, fast eine Leiche.

Felicita sah mich mit einem dankbarem Blick an und versuchte mir die Hand zu drücken. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind" sagte sie in unsäglich wehmüthigem Tone.

Eine tiefe Rührung überkam mich; ich vergaß, daß diejenige, die dort vor mir lag, eine Verworfene war, daß sie mir mein Lebensglück geraubt hatte. Leise, leise senkte sich mein Haupt herab und bebend klang es von meinen Lippen: „Nenne mich „Du", Felicita, wie ehemals."

Die Angeredete schlug mit einem freudestrahlenden Blick die Augen zu mir auf. „Oskar" flüsterte sie leise, fast zärtlich.

„Oskar, wiederholte sie nochmals, indem sie alle Kraft zusammen raffte, um sprechen zu können, ich bin dir Rechenschaft schuldig, obgleich du mich verachten wirst, mich die dich betrogen hat und nun eine Elende ist." Sie barg das Haupt in den Kissen.

Felicita weinte.

Ich legte meine Hand auf ihre fiebernde Stirn und versuchte sie zu trösten. Das schien sie zu beruhigen.

Sie strich sich das reiche blonde Haar aus dem Antlitz und holte tief Athem. Dann begann sie leise, mit zitternder Stimme:

„Als ich damals dein treues Herz von mir stieß, um im Taumel des glänzenden Lebens wie ein Schmetterling umherzuflattern, da hatte ich noch keine Ahnung von dem Werthe eines solchen Herzens, und später, als ich ihn erkannte, suchte ich ihn vergebens unter meiner Umgebung — ich wurde eine Verworfene.

„Meine Jugend war eine Reihe von glänzenden Bildern, die sich bunt an einander reihten. Königin zu sein und zu herrschen über die vielen Herzen, die mir ihre Huldigungen darbrachten, das war mein Stolz, mein Glück, denn ich war thöricht genug zu glauben, daß es ein Glück sei. Kalt und herzlos fand ich Vergnügen daran, die Männerwelt zu meinen Füßen zu sehen, das glatte Parquet wurde meine Heimath und mich im Glanze der Lüstres zu spiegeln, war mir Bedürfniß geworden. Was kümmerte es mich, daß jener junge Mann mir zum Opfer fiel, daß ein zweiter sich aus Verzweiflung selbst den Tod gab — ich hatte noch genug Andere, die zu meinen Füßen lagen.

„Da starb mein Vater."

Felicita hielt erschöpft inne, als ob sie zu dem, was sie mir noch zu erzählen hatte, erst ihre Kräfte sammeln wollte. Immer tiefer holte sie Athem, im nächsten Augenblick röthete eine schwache Blutwelle ihre bleichen Lippen. Ich eilte ihr erschreckt zu Hülfe und wollte ihr das Sprechen verbieten. Doch mit einem schmerzlichen Lächeln wies sie meine Sorgfalt zurück. „Es ist bald Alles vorüber" sagte sie und fuhr nach einer kleinen Pause in ihrer Erzählung fort.

„Ich sah mich plötzlich, fast über Nacht von der Höhe meines erträumten Glückes herabgestürzt. Der Verblichene hinterließ uns nichts als seinen ehrlichen Namen, die Habseligkeiten in unserer Wohnung wurden von den Gläubigern mit Beschlag belegt und meine Mutter starb aus Gram wenige Wochen nach meinem Vater.

„Ich stand allein in der Welt!"

„Wo waren sie nun, meine zahlreichen Freunde, die mich angebetet und bewundert hatten? Mit der Sonne des Glücks kehrten auch sie mir theilnahmslos den Rücken, man nannte mich eine Kokette und erklärte meine hülflose Lage für eine gerechte Strafe meines früheren Leichtsinns. Höhnisch zuckten sie über mich die Achseln.

„Nur einer schien seine frühere Theilnahme für mich bewahrt zu haben, es war ein junger Gutsbesitzer, den ich früher kaum beachtet hatte. Seine Werbungen wurden flehender und glühender, er versprach mir einen Himmel voll Seligkeit an seiner Seite zu bereiten. Ich stand hülflos und allein, kaum daß ich die nöthigen Mittel übrig hatte, um meine geringen Lebensbedürfnisse zu befriedigen; von Ferne winkte mir eine Zukunft voll Sorgen und Entbehrungen. Was blieb mir übrig, als die Anträge des jungen Mannes, die ich für ehrlich gemeint hielt, anzunehmen und einer Einladung auf sein Gut zu folgen, um, wie er sagte, seine Mutter kennen zu lernen.

„Ich Unglückliche — er betrog mich."

Schluchzend barg sie das Haupt in beiden Händen, dann fuhr sie fort.

„Seine Versprechungen waren Lügen gewesen, er benutzte meine hülflose Lage, um mich zu hintergehen. Und als er meiner überdrüssig geworden war, da warf er mich fort, wie man ein Spielzeug fortwirft, das uns nicht mehr gefällt. Mit Thränen des Zornes und der Reue wurde ich in die Welt hinausgestoßen. Wieder stand ich hülflos und allein, und die abschüssige Bahn, die ich einmal betreten, führte mich immer weiter und — immer tiefer. So bin ich das geworden, was ich bin."

Felicita hatte geendet. Die Anstrengung, mit der sie die letzten Worte hervorgebracht hatte und die Aufregung, die sich ihrer während der Erzählung bemächtigte, war zuviel für den abgezehrten, schwachen Körper. Eine neue Blutwelle ergoß sich über ihre Lippen und floß auf die Brust hernieder. Mit einem leisen Schrei sank sie bewußtlos in die Kissen zurück.

Ich rief erschreckt nach der Wärterin, die mit dem Direktor der Anstalt unverzüglich herbeieilte. Wir suchten den Blutstrom zu stillen und der Kranken eine bessere Lage zu verschaffen, doch mußten wir uns bei näherer Prüfung gestehen, daß hier keine Aussicht auf Rettung mehr vorhanden war. Matt und matter pulsirte das Blut in den Adern und der Athem war kaum noch vernehmbar. Weniger die gefährliche Kopfwunde als die heftige Gemüthsbewegung während der letzten Tage hatte die schwachen Kräfte der Bewußtlosen erschöpft und gebrochen.

Ich wich den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht nicht von dem Lager der Unglücklichen. Noch einmal gegen Mitternacht schien sie vollständig zum Bewußtsein gekommen zu sein. Leise und mit sichtlicher Anstrengung brachte sie zum letzten Male meinen Namen über ihre Lippen und versuchte mir wehmüthig zuzulächeln, indem sie mir die Hand reichte, die ich nicht mehr aus der meinigen ließ. Dann sank sie wieder bewußtlos in die Kissen zurück.

Als der Morgen anbrach fielen die goldenen Strahlen der aufgehenden Sonne auf das bleiche Antlitz einer Leiche.

Neben dem Lager kniete ein gebrochener Mann — mit Thränenspuren auf den fahlen Wangen.

Und wenige Tage darauf bewegte sich ein einfacher Leichenzug durch die leblosen Straßen der Vorstadt, hinaus nach dem Friedhof. Es waren wenige Menschen, die ihm das Geleit gaben. Ich schritt dicht hinter dem Sarge, denn ich war ja der Einzige, der mit der Unglücklichen gefühlt hatte, die Andern hatten vielleicht nur Verachtung für sie. Als man den blumenbekränzten Sarg hinabsenkte, warf ich ihm einen Rosenstrauß nach, es war mein letzter Gruß an Felicita. Ein Rosenstrauß war es ja auch gewesen, den ich ihr ehemals in der Jugendzeit überreicht hatte — mir und ihr zum Verderben.

Erschüttert kehrte ich vom Friedhof zurück.

Als ich in meiner Wohnung anlangte, fand ich einen von fremder Hand adressirten Brief vor. Ich öffnete ihn — da starrte mir mit kalten dürren Worten ein Todtenschein entgegen, es war der Todtenschein Felicita's.

Eine Thräne rollte auf das Papier herab — dann legte ich es zu zu meinen übrigen Reliquien. — — —

Meine Geschichte ist zu Ende. Ich bin seit der Zeit nicht mehr viel mit der Welt in Berührung gekommen.

Ich verließ die große Stadt und zog mich in das einsame Landstädtchen zurück, in dem ich jetzt wohne. Die Leute hier nennen mich einen Sonderling.

Einsam und trübe schleichen meine Tage dahin, die wenigen die mich noch vom Grabe trennen.

Die Menschen draußen quälen mich nicht mehr, ich habe mit ihnen längst abgeschlossen. Die einzigen Gegenstände mit denen ich mich noch unterhalte, sind meine Reliquien, die ich vor mir ausgebreitet habe. Sie will ich einst mit mir ins Grab nehmen — und mit ihnen die Erinnerung an Sie — die ich liebte.

Eine neue Erfindung für Klavierspieler. Schon im April haben wiener Blätter von einer neuen Erfindung gesprochen, welche der Pianofortefabrikant Friedrich Ehrbar in Wien (geborener Hildesheimer) gemacht und „Prolongement' genannt hat. Durch einen einfachen, an jedem Klavier anzubringenden Apparat kann man jeden beliebigen Ton des Pianofortes allein oder auch mit anderen zusammen nachtönen lassen, während die anderen darüber, darunter oder dazwischen gespielten Figuren bald nach dem Anschlag der Tasten wieder verstummen. Welch' wichtigen Zuwachs das Ausdrucksvermögen des Instruments dadurch erhält, leuchtet ein. Das Prolongement befähigt in der That das Pianoforte, sowohl der Orgel wie dem Orchester mit seinen Streich- und Blasinstrumenten um ein gutes Stück näher zu kommen. Dabei ist der ganze Mechanismus ungemein leicht zu handhaben, verlangt vom Spieler keine langen Uebungen, kein Um- und Verlernen, sondern gestattet ihm, die Theorie gleich, nachdem er sie vernommen, in die Praxis zu übersetzen.

Eduard Hanslick begrüßte zuerst die Erfindung in der „Neuen Freien Presse" mit warmen Worten, warf einen vergleichenden Blick auf einige vorangegangene Verbesserungsversuche (Boisselot stellte 1844 ein Piano a sons soutenus aus, die nächsten 10 Jahre brachten ähnliche Versuche von Gandonet, Leuß und Houdart, noch später folgten A. Wolff in Paris mit einer Pedale tonale, Zachariä in Stuttgart mit einem „Kunstpedal") und betonte, daß die Ehrbar'sche Erfindung mit allen jenen nichts gemein habe. Hanslick erzählt dabei, daß Saint Sains aus Paris, welcher zur Aufführung verschiedener Arbeiten aus dem Gebiete der Orchester- und Kammermusik einige Zeit in Wien verweilte, „das leichte Geheimniß dieser Spielweise sofort weg hatte und einen kleinen Kreis von Musikern über eine Stunde lang mit immer neuen Effekten entzückt habe". Auch Johannes Brahms improvisirte auf Ehrbars Prolongement eine Reihe Kombinationen. Wundervoll wirkten bei dem Instrumente vor Allen die Orgelpunkte: — man schlägt einen Grundton an, er hallt regelmäßig fort, während beide Hände in diatonischem und chromatischem Akkordspiel sich ergehen können, ohne daß eine dieser durchgehenden Noten nachklingt. Auf dem gewöhnlichen Pianoforte wird ein Chaos daraus. Eben so überraschend ist die Wirkung breit nachhallender Akkorde, die man mit Staccatopassagen umrankt Die vollständige Wiedergabe zahlreicher Orchester-Kompositionen, Quartette u. s. w. wird erst durch das Prolongement und nur durch dieses auf dem Klavier möglich.

A. W. Ambros beschreibt die Einrichtung in der „Wiener Abendpost" wie folgt: „Sie ist ein über der gewöhnlichen Dämpfung angebrachter einer zweiten, oberen Dämpfung scheinbar gleichender Mechanismus, der jedoch nicht zu dämpfen, sondern, gerade umgekehrt, die einzelneu Dämpfer nach Bedürfniß abzufangen und so lange in die Höhe zu halten hat, als es dem Spielenden beliebt. Auf die bisher gewohnten Dämpfer ist nämlich ein leichter Drath in Form eines S senkrecht aufgesetzt. Der obere Apparat greift, wenn er in Bewegung gesetzt wird, sich senkend in diese Häkchen ein, und verhindert so das Fallen des Dämpfers, auch wenn das Pedal losgelassen wird. Das Dirigiren des Abfangapparates geschieht auch durch ein neben dem gewöhnlichen angebrachtes Pedal. Aufgabe des Spielers ist es nun, rücksichtlich der Töne, die er prolongiren will, die gewöhliche Dämpfung so lange gehoben zu halten, bis er das Prolongement hat eingreifen lassen. . . . Ein zweiter Tritt auf das neue Pedal, und blitzschnell läßt es die Dämpfer los und die Töne schweigen.

Die Geschenksammlung des Prinzen von Wales. Im „Indischen Museum" in South Kensington, in welchem mehrere Jahre nach einander die internationalen Ausstellungen stattgefunden haben, sind jetzt die Geschenke indischer Fürsten und Städte ausgestellt, die der britische Thronfolger von seiner Rundreise in dem wunderreichen Lande des Ostens mitgebracht hat Eines der auffallendsten Stücke der Sammlung ist die goldene Krone von Audh bedeckt mit edeln Steinen. Diamanten, Perlen und großen birnförmigen Smaragden, Prachtwerke indischer Sattlerei, sammetne Schabracken, mit Gold durchwirkt oder mit Goldplättchen belegt Pferde- und Elephantengeschirre fesseln zunächst das Auge des Beschauers. Von den Damen werden vielleicht die Kaschmirshawls am meisten bewundert werden. Die einen sind einfarbige Gewebe, grau oder purpurn mit goldner Einfassung, andere sind mit Blumen und Ranken durchwirkt und wieder andere sind vollständige Landschaftsgemälde mit Bäumen und Flüssen, Häusern und Tempeln. — Nicht am wenigsten interessant sind die Waffen, Dolche, Säbel, Speere und Pistolen, an deren Scheiden, Griffen und Schäften kostbare Steine und Metallverzierungen im Ueberfluß prangen. Die Modelle indischer Architektur, darunter eines von den berühmten Thürmen des Schweigens, aus Elfenbein und Holz, und die Albums mit Photographien indischer Personen und Landschaften sind vielleicht nicht so kostbar als Anderes, dem Prinzen von Wales aber wegen der sich daran knüpfenden Erinnerungen kaum minder werthvoll. Einen nicht unwesentlichen Theil der Sammlung bilden die goldenen und silbernen Luxusgefäße, von denen viele zur Aufnahme von Wohlgerüchen bestimmt sind. Mehr nach europäischem Muster ist die Arbeit der Kästchen, in welchen dem Prinzen die Adressen indischer Städte überreicht wurden. doch war hier vielfach Gelegenheit geboten, Elephanten und Tiger und andere indische Thiergestalten anzubringen. Manches mag auch in England auf Bestellung gearbeitet worden sein Als merkwürdig für Raucher sei hier eine Zigarrenbüchse erwähnt, die aus purem Gold gefertigt und mit Saphyren, Rubinen und Smaragden besetzt ist. Als der Juwel der ganzen Sammlung aber dürfte vielen Liebhabern orientalischer Kunst das goldene über einen Fuß lange Modell eines Bootes erscheinen; den Stern desselben bilden Kopf und Flügel und Schweif eines Pfaus, der aufs geschickteste mit dem Boote in eins gearbeitet ist. Außerdem befindet sich unter den Geschenken ein Thronsessel aus Madura, eine Sänfte, zahlreiche Vasen, Kandelaber, Tafelaufsätze, Arm- und Halsbänder, indische Münzen und vieles andere mehr, theils geschmackvolle, theils geschmacklose, immer aber kostbare Arbeit, zu dessen Aufzählung und Beschreibung hier der Raum fehlt.

Als Benjamin Franklin noch ein ganz kleiner Junge war, fand er es sehr langweilig und mit seinem großen Appetit nicht vereinbar, daß sein Vater stets vor dem Essen weitläufige Tischgebete verrichtete und die Speisen segnete. Eines Tages, als er dabei war, wie man die Vorräthe für den Winter einsalzte. sagte er zu seinem Vater: „Ich dächte, Vater, es wäre am gerathesten, Du segnetest jetzt, wo Alles beisammen ist, die ganzen Speisen ein für allemal; dann sparen wir später die Zeit beim Mittagessen."

In Nevada hat ein junger Mann aus Eifersucht auf seine todte Geliebte Selbstmord begangen. Er hinterließ einen Brief, worin er schrieb „Meine Anna ist ins Jenseits gegangen und ich muß ihr nachfolgen; ein anderer Engel möchte sonst ihr Herz gewinnen, und wenn ich komme, wäre es zu spät."

Aus Düsseldorf wird erzählt, wie das Aushängeschild einer dortigen Schänke angemessene Aufmerksamkeit und Heiterkeit erregt hat. Auf dem Schilde stand ursprünglich: „Bierhalle und Kaffeehaus." Kürzlich wurde die Wirthschaft aus finanziellen Rücksichten geschlossen, und am andern Morgen prangte an dem Hause die Inschrift: „Bier alle" und „Kaffee aus". Eine wortspielende Hand hatte in der „Bierhalle" eben so wie in dem „Kaffeehaus" den Mitlauter h gelöscht.

Praktisch. Gehst Du morgen mit auf den Kahlenberg? Ich kann nicht, ich muß morgen meinen Onkel anpumpen. Unsinn! Nimm ihn mit und pump' ihn oben an.

Zarte Seelen. Ein Mann rühmte an seiner Frau, sie sei so mitleidig, daß sie nicht einmal ihre Teppiche ausklopfen lasse. Ach, das ist noch gar nichts, sagte ein Anderer, meine Frau fiel gestern in Ohnmacht, weil ihr Jemand erzählte, er habe seine Zeit mit Billardspielen todtgeschlagen.

Naivität. Assessor: Euer Mann trägt auf Scheidung an wegen schlechter Behandlung. Bäuerin: Da lügt er, wegen schlechter Behandlung, des ischt nit wahr. Assessor: Schlechte Behandlung ist auch noch kein Scheidungsgrund. Bäuerin: Nit? I bitt Dich, Herr Assessor, wie muß ich ihn behandeln, daß es ein Scheidungsgrund wird?

Ein schweizerisches Blatt theilt mit, daß vor einigen Tagen ein Brief nach Zürich gelangte mit der Adresse: „Aus Büro Zürich Miellithürthierückzieon." Der Posthalter dachte nach und ließ dann den Brief auf der Militärdirektion" abgeben, — was richtig war.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.